

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 42

Artikel: Kriegerische Tugenden (Fortsetzung und Schluss)

Autor: H.M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kriegerische Tugenden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine neue Tugend ist in diesem Kriege erst zur Geltung gekommen, die Fähigkeit des Arbeitens mit der Hand, die *Handfertigkeit*. Wohl hat ein jeder von uns gewußt, daß das Leben im Felde in dieser Hinsicht große Anforderungen stellen würde, allein die Wirklichkeit übertraf alle Einbildungskraft. Die meiste Zeit nahm nicht der Kampf, nicht das Gefecht in Anspruch, sondern die Handarbeit, sei's, daß der Mann als Handwerker auf den Bauplätzen, sei's, daß er als Werkführer oder gar als Chef wirken mußte. Bald war er Erdarbeiter, bald Mineur, bald Bauer von Unterständen, bald Holzbearbeiter. Alles mußte mitwirken, alles mußte die Hände überall haben. Vor dem Kriege war man der Ansicht, alle derartigen Arbeiten seien Sache der 200 Sapeure der Division, heute weiß man, daß jeder Soldat auch Pionier sein muß. Man kann nicht laut genug auf diesen Umstand aufmerksam machen. Es mag einem jungen eleganten Manne, einem Familienvater, der den Sport nur vom Hörensagen kennt, schwer fallen, eine Schaufel in die Hand zu nehmen, einem Professor, einem Notar sauer genug ankommen, Rundeisen und Eisenbahnschwellen zu schleppen, einem Rentner fast unmöglich erscheinen, Schienen auf die Schulter zu nehmen; das Schaufeln und Pickeln ist ihm ein mühsames Geschäft, ja, es ist in hohem Maße unangenehm, in kalten Schnee- und Regentagen, die Arbeiten zu überwachen, Tag für Tag das Material zu besorgen oder in Stand zu stellen und die Leute anzuhalten, ihr Arbeitslos zu vollenden — allein es muß eben sein. Ebenso müssen die Gräben in Stand gehalten, gesichert, ausgebessert werden. Je rascher sich der Soldat daran gewöhnt, je mehr Freude er der Arbeit entgegenbringt, umso größer ist der Gewinn für das Ganze.

Und doch darf unter dieser eintönigen Arbeit die *Geistigkeit der Führer* nicht zu Schaden kommen. In schwierigen Augenblicken sind es die Ueberlegenden, die Sucher, die kaltblütig Handelnden, die den raschen Entschluß fassen und die daher die Lage zu retten vermögen. Ein Unbesonnener, ein Träger ist der schlimmste Nachbar, den man im Kriege finden kann. Die Soldaten haben es sofort herausgefunden, wenn ihr Führer einen Fehler begeht und richten ihr Verhalten danach ein. Der Soldat wünscht, daß ihn der Führer geistig überragt, daß er zu ihm schon aus diesem Grunde hinaufschauen muß. Dann hat er Vertrauen, gibt sein Ganzes her, gehorcht willig, begeht Heldenataten ohne zu zögern. Schon aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, muß der Offizier, muß der Aspirant eine geistig hochstehende Persönlichkeit sein. Mit spielen und tändeln, mit eßen und trinken allein ist es im Frieden nicht gemacht, da heißt es, sich systematisch vorbereiten.

Der Pessimist ist kein guter Soldat, kann es nicht sein. Der Krieger muß an sich, seine Vorgesetzten, seine Untergebenen glauben, und dazu ist ein *gesunder Optimismus* nötig. Der wahre Optimist ist ein flotter, kräftiger Mann, der in keiner Lage verzweifelt, der seine Leute nie als unfähig einschätzt, der sich selber hingibt, um ihnen eine Erleichterung zu schaffen oder sie anzuleiten, der gerne mit seinen Leuten verkehrt, sie anständig behandelt, sie mitreißt durch sein eigenes

Verhalten, mit ihnen Freud und Leid, ja selbst das Letzte teilt, das er besitzt. Der Optimist ist der gute Führer, der will, daß seine Truppe besser sei als die des Nachbarn, und der es auch dazu bringt, daß sie es ist. Er ist immer fröhlich, selbst in den schwersten Lagen; er muntert seine Leute durch Worte und das eigene Beispiel auf und gönnt ihnen zur rechten Zeit, was ihnen not tut. Er rennt deshalb auch nicht beständig vom einen zum anderen in der Angst, es könnte etwas ungutes geschehen, er verbreitet keine Tartaren-nachrichten, die die Truppe demoralisieren. Er sucht nicht hinter jeder Meldung das Schlimme und liest zwischen den Zeilen, was nicht dort steht. Der Optimist ist nur auf eines bedacht: Er will alles aufs beste machen, was ihm zufällt und kümmert sich nicht um das, was andere tun. Natürlich hindert ihn das nicht, sein Urteil frisch und frei abzugeben. Er hat seine freie Meinung und braucht durchaus nicht mit seinem Unmut hinter dem Berge zu halten, wenn er es für nötig erachtet.

Lebensfreude und -kraft, Schwung, Strebsamkeit, natürlicher Mut, rasches Auffassungsvermögen, Kühnheit, die bis zur Vermessenheit gehen kann, unerschütterlicher Wille zum Siege — das sind die Herrschertugenden des Schlachtfeldes.

Der *Geist der Initiative*, der eigentliche Grund jeder ersprießlichen militärischen, insbesondere jeder kriegerischen Tätigkeit wird in Frankreich (wirklich nur in Frankreich?) gehemmt und verschnitten durch die geradezu phantastisch entwickelte Schreibwut — la Paperasserie nennt sie Z... sehr zutreffend. Sie tötet den Geist der Selbstständigkeit des Handelns geradezu. Wer wollte unter solchen Verhältnissen freudig und ohne Wimpernzucken die Verantwortlichkeit für sein Handeln auf sich nehmen, wenn jede Stufe der militärischen Hierarchie ängstlich darüber wacht, daß ja nichts geschehen kann, das sie irgendwie bloßstellen könnte, wenn sie die Erlaubnis zu einem Unternehmen geben hat! Und doch ist der Geist der Verantwortungsfreudigkeit die Quelle eines jeden Erfolgs.

Eine unerlässliche Tugend des Kriegers, insbesondere des Führers ist das *Vorstellungsvermögen*. Die großen Mißerfolge hatten ausnahmslos den Mangel an Vorstellungsvermögen zur Ursache. Die Strategie ist keineswegs, wie landauf, landab geglaubt wird, eine Summe von Formeln, die das Verschieben, das Bewegen, den Fluß der Truppen betreffen — sie sind nur die Mittel: die Strategie ist die Ueersetzung der Vorstellungen in die Tat. Napoleon besaß ein geradezu fabelhaftes Vorstellungsvermögen: er sah alles voraus. Das Vorstellungsvermögen schreckt die Greise und die schwachen Geister; nur starke Charaktere können deshalb gute Strategen sein.

Das unbedingte *Festhaltenkönnen* ist eine weitere Kriegertugend. „Der Sieg gehört dem Aus-harrenden“, meint Napoleon. Und Nogi sagt: „Der Sieg fällt dem zu, der eine Viertelstunde länger auszuharren vermag, als sein Gegner“. Wie oft und gerne wollte jeder von uns der sein, der über die letzte Viertelstunde verfügte! Diese Halsstarrigkeit im guten Sinne ist im Grunde nichts anderes als das Zeichen des unbeugsamen Siegerwillens und damit die sichere Bürgschaft für den Endsieg. Die schönsten Pläne, die ausgeklügeliesten Projekte versagen und werden zunichte, wenn der Gegner

halsstarriger ist als wir. Das zähe Festhalten in der Verteidigung hat in diesem Kriege die Theorie von der unbedingten Ueberlegenheit des Angriffs über die Verteidigung gestürzt: der ist und bleibt Sieger, der am längsten ausharrt! Eine Masse Beispiele aus den offiziellen „Erwähnungen“ im „Bulletin“ beweisen es zur Genüge: Wenn der Feind auf einen Verteidiger stößt, der in einer Weise ausharrt, die er nie und nimmermehr erwartet hätte, so muß das zum Stutzen, zum Zweifel und schließlich zum Zusammenbruch führen. Sein Wille ist gebrochen, im letzten Augenblick versagt die Moral und das Glück weicht. Gar mancher Sieg in diesem an Wechselfällen so reichen Krieg findet seine Erklärung ausschließlich in diesem Umstand. Der Volkscharakter, die Psyche, spielt da eine große Rolle: der bretonische Bauer z. B., der von Hause aus zur Halsstarrigkeit neigt, braucht im Augenblicke, da sein Führer fällt, keinen Ersatz; er hält stand, er harrt aus und heftet den Sieg an seine Fahne.

Wenn vorhin die Behauptung aufgestellt worden ist, die Verteidigung habe sich als stärker erwiesen als man geglaubt, so ist das keineswegs so zu verstehen, als ob der Angriffsgeist etwa Fiasko gemacht hätte; nein, nach wie vor gehört dem Kühnen die Welt, und der Kühne ist immer der Angreifer: Jeder Soldat, sei er Führer oder Geführter, der nicht fortwährend daran denkt, anzugreifen, sich fest zu beißen, zu überrennen, dem Feind an die Kehle zu springen, steht nicht auf der Höhe seiner Aufgabe, ist unwürdig seiner Stellung... Man sprach von „den ruhigen Abschnitten“ in den Schützengräben. Sie waren nur deshalb ruhig, weil der eine sich nicht anzugreifen traute, der andere seine Verteidigungsmittel zu verbessern suchte. Nicht angreifen wollen ist gleichbedeutend mit der Vorbereitung seiner Niederlage, und mancher gelungene deutsche Handstreich ist darauf zurückzuführen, daß die Franzosen ihn durch ihre Untätigkeit direkt vorbereitet, ja ihn herausgefordert haben... Es gibt nur dort ruhige Abschnitte, wo die Besetzungen es haben wollen. Ein stiller Abschnitt wirft auf Führer und Soldaten ein recht schiefes Licht. Eine neue Stellung ist bald eingerichtet; ausbauen kann man sie später. Sofort kann der Kampf einsetzen, seis mit Gewehrfeuer, mit Handgranate oder Minen, seis durch gewaltsame Erkundung aus der Stellung heraus. Man muß den Feind zu entmutigen, zu ermüden, zu belästigen, zu demoralisieren suchen, ihm Verluste beibringen, ihn schädigen auf alle Weise und mit allen Mitteln, man muß ihm den Aufenthalt in seiner Stellung unerträglich machen — ja, er muß geradezu Ekel und Schrecken in seinen Gräben empfinden. Natürlich will dieser beständige Kampf nicht bedeuten, daß blindlings und ohne System vorgegangen und alles dem guten Glück, dem Zufall anheimgegeben werde, wie das eine Zeitlang in den Argonnen der Fall war, nein: der wahre Angriffsgeist ist keine Ausgeburt der Tollheit, die darauf ausgeht, sich auf alles zu stürzen, was man nur sehen kann... Man hat das vor dem Kriege beinahe glauben müssen, weil man den Geist der Methode und der Vernunft verwechselte mit dem verbrecherischen Zaudern und der Feigheit eines Bazaine bei und in Metz. Man war nur zu rasch bereit, einen jeden klugen Abwäger einen Bazaine zu nennen... Und noch ein anderer Irrtum muß

erwähnt werden: Man verwechselte die Mißerfolge mancher schlecht vorbereiteten Angriffsaktion mit dem Windmühlenkampf eines Don Quichotte, d. h. man fällt ein Urteil, bevor man die Einzelheiten kannte.

Jede unvernünftige Handlung rächt sich natürlich auch im Kriege. Deshalb muß jede Gefechts-handlung sorgfältig vorbereitet, jede Arbeit ganz geleistet, jedes Verfahren gewissenhaft ausgeprobt werden. Methodisches Ueben und Trainieren ist unerlässlich. Nur dadurch wird jenes sichere Können erreicht, das selbst in den schwierigsten Lagen standhält, das nie versagt, das sogar dort Mark in die Knochen pflanzt, wo solches niemals vorhanden war. Ein jeder Soldat kann Patrouilleur werden, wenn er den nötigen Mut besitzt oder ihn erwirbt. Ein wirklich freier, solider und energischer Mann, der den Feind erkunden will, wird ihn sicher auch auskundschaften. Gerade dadurch, daß man immer neue Patrouillen aussendet, die den Feind fortwährend belästigen, deren Kühnheit durch den Erfolg sich immerfort steigert, wird der Gegner am sichersten ermüdet, moralisch zermürbt, gebrochen.

Eine sehr wertvolle Soldatentugend ist der *Humor* und sein Genosse, der *Frohsinn*. Schon im Frieden schätzen wir sie hoch, die unverwüstlichen Witzbolde, die es verstehen, mit einem Schlager die gesunkenen Lebensgeister etwa auf staubiger Landstraße nach mühevoll Marsch zu wecken, die Kameraden neu zu beleben, sie, denen niemand ein freies Wort übelnehmen kann, weil man die lustigen Finken kennt und weiß, daß sie immer den Nagel auf den Kopf treffen. Im Krieg waren sie geradezu unentbehrlich, und: Wohl und Heil der Truppe, die wenigstens eine „jener Nummern besitzt, die lacht und scherzt und Witze reißt und den guten Geist der Leute selbst in den heikelsten Lagen zu erhalten versteht, die sogar in den Tagesbefehlen erwähnt werden, weil sie oft ebensoviel zum Gelingen einer Aktion beitrugen wie die Kämpfenden in der allervordersten Linie“.

Ob der *Haß* eine kriegerische Tugend ist, möchte ich allerdings bezweifeln. Er wird ja vorhanden sein, das liegt in der Psyche manches Individuums und ist leider künstlich gepflanzt worden, hat sicher auch zu mancher Tat hingerissen, aber eine Tugend ist er deshalb doch nicht, denn als Tugend kann ich nur gelten lassen, was sich auch ins ordentliche Friedensleben hinüber retten läßt, was auch vor dem Forum der normalen Vernunft Bestand hat.

Das Fürchterlichste, das, was die Moral am meisten schädigt und gegenüber welchem die schönsten Tugenden oft genug vollständig versagen, ist der heutige Grabenkampf. Unser Gewährsmann spricht darüber in einem erschütternden Kapitel „Tu souffriras obscurément“. Er meint — ich zitiere wörtlich: Es gibt etwas, über das ich nicht hinwegkomme, dem ich mich nicht beugen kann. Es ist der Umstand, daß alles, was ich schon durchgemacht und noch durchzukämpfen habe (das Buch ist vor dem Friedensschluß erschienen), das ich, ohne mich zu beklagen und ohne zu murren, tun werde, daß die fürchterlichsten Anstrengungen dieses gigantischen Ringens ohne Grenzen..., daß das alles in der größten Verschwiegenheit, im Dunkeln, ohne Poesie, ohne Licht und ohne Schönheit geschehen muß. In anderen Kriegen sah sich selbst der hinterste Soldat we-

nigstens unter dem blauen Himmel und trat dem Feind Stirn gegen Stirn entgegen. Er lebte, er scherzte, er fasste seine Gedanken an der freien Luft. Er war ein lebendes Wesen, er war ein Mensch. Ich habe in Marokko gestritten. Es war der Krieg nach altem Muster: man sah den Feind, man ging frisch an ihn heran. Es war das schönste Vergnügen der Welt. Aber in diesen Löchern, im Schmutz, im Graben, unter dem Feuer der weittragenden Geschütze, die uns selber nicht zu entdecken vermögen — welch entsetzlicher Zustand, welch armseliges Schauspiel! Du leidest, du fällst, du stirbst im Dunkeln. Das ist das Los, das Schicksal des Soldaten in diesem Krieg...

Ohne *Glauben* kann der Soldat nicht leben. Es braucht allerdings nicht der der Bibel zu sein, aber unerlässlich ist, daß der Krieger an den Sieg und die ewige Sendung seines Vaterlandes glaube, an dessen ewiges Bestehen. Sie müssen an sich selber, an ihren Mut, ihre Tapferkeit glauben, die Krieger, an ihre Führer, ihre Kameraden, ihre Einheit und an die Zukunft.

Das sind nach Capitaine Z... die wesentlichen Tugenden des Kriegers. Er belegt seine prächtig geschriebenen Ausführungen mit zahlreichen Beispielen, die für sich allein eine lehrreiche Lektüre bilden würden. Das Buch enthält deshalb eine reiche Fülle von Stoff zum Nachdenken, weshalb das Studium des Originals nochmals jedem Soldaten, der gerne über Probleme nachdenkt, bestens empfohlen sei.

H. M.

Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815.

(Fortsetzung.)

Armeebefehl vom 15. April. Wenn ein Offizier eine Extra-Reise zu machen hat, so werden ihm seine Extra-Auslagen bezahlt; sonst genießt er nichts, als seine Rationen und Sold. Strenges Verbot, Munition und Kuppelpferde auszuführen; alle Vorposten sollen genau darauf achten. Die Fremden, welche auf Nebenwegen angetroffen werden, sollen auf die Landstraße gewiesen werden.

Den 16. bekam ich noch eine besondere scharfe Ordre, auf alles obige, so wie auf mehreres andere, genau zu achten; Kaufmannsgüter, alles mußte visitiert werden, desgleichen was zur See abging und ankam; war ich vorn fertig, so rief die Schildwache am See, worüber man sich nicht wundern darf, da hier der Schlund aus Frankreich nach Deutschland ist. Zudem, wäre mir etwas durchgeschlüpft, so wäre mir die Suppe, die man mir gekocht hätte, doch zu gesalzen gewesen. Dem Lucian Bonaparte ward auch aufgepaßt. Joseph machte sich zwei Tage vor unserer Ankunft von seinem Landgute Prangins fort. Lucian blieb in Versoix, und schickte einen gewissen Herrn Lavenna nach Zürich, wie man sagte, zur Tagsatzung; während dessen Abwesenheit wollte er über Mies usw. nach Dyvorne, und fand allerlei Schwierigkeiten; ich selbst hatte Ordre, ihm aufzupassen. Indessen kam Lavenna zurück, und nun bekam ich Bericht; Lucian höflich passieren zu lassen, im Fall er wieder kommen würde. Ich hatte auch ein Signalement von einem gewissen Grüchet von Besançon, welcher unter dem Generalstab des Königs von Neapel angestellt war und sich in der Schweiz befinden sollte.

Den 18. April bekam ich Befehl, Niemand hinauszulassen, bevor man sich bei mir gestellt, Namen und Stand genannt und die allfälligen Papiere vorgewiesen hätte. Dann hätte ich den betreffenden Personen einen Erlaubnisschein auszustellen, daß sie auf den äußern Vorposten passieren könnten. Dies gab zu vielen komischen Auftritten Anlaß. Fremde ließen sich diese Maßregel meistenteils gefallen; aber die Einheimischen, die gewohnt waren, zu gehen, wohin sie wollten, schnitten verblüffte Gesichter. Die Genfer waren die Ungeduldigsten; sie behaupteten, sie hätten dies nicht nötig, und ihr erstes Wort war jederzeit: *Nous sommes Suisses*: Man glaubt nicht, wie sie darauf hielten, wieder Schweizer zu sein; und wenn man sie dennoch nötigte, eine Karte zu nehmen, so glaubten sie, man zweifle daran. Einst kam auch ein solcher Herr mit seiner Madame in einem *Char à banc*; die Schildwache hält ihn an, man sagt ihm die Ursache; er erwidert aber das gewöhnliche: *Nous sommes Suisses!* und sprengte davon. Es war abends halb sechs Uhr; um sieben Uhr gingen die Tore in Genf zu; bis zum äußeren Vorposten war es eine starke halbe Stunde — dort wurde er nun, was ich wohl wußte, nicht durchgelassen. Jetzt ging ihm das Wasser an den Mund. Die Straße ist von hier aus eine ziemliche Strecke gerade; wie ein Blitz kam er zurück, in eine Staubwolke gehüllt; wir hatten dies erwartet, standen auf der Straße, und glaubten vor Lachen zu bersten, als wir diesen Elias im Fluge daherkommen sahen. Ich ging in die Stube, um ihn nicht zu beschämen, und nun trat er herein; seine Gemahlin hatte er draußen abgeladen. Ich reichte ihm geschwind den Paß, als wenn nichts vorgefallen wäre; er aber war in Entschuldigungen unerschöpflich, die ich aber nicht beantwortete. Er machte sich nun in größter Eile fort. — Ein anderesmal kamen zwei spröde Töchter des Landes. Nichts konnte sie bewegen, bei mir einzukehren; bei Eingeborenen, wo ich wußte, daß dem Zweck der Anstalt nicht entgegengehandelt sei, ließ ich keine Gewalt brauchen; also ließ ich sie laufen. Bald kamen sie sehr zahm wieder auf der Straße daher — aber was tun sie? Sie mieteten sich ein Schiff, nur um ihren Sinn nicht zu brechen; denn auf dem See war keine Schildwache, die ihnen eine Karte abforderte. Solcher Auftritte gab es viele; man denke aber nicht, daß nicht gehörig mit den Leuten geredet wurde.

Frau von Stael machte viele Besuche in Versoix. Sie fand sich im Anfang auch beleidigt, daß sie anhalten mußte, denn sie führte einen nicht kleinen Staat. Einst wollte sie spät nach Versoix, aber nicht warten; sie lärmte gewaltig in der Kutsche, und ich kam eben dazu, als sie dem Kutscher befahl, fortzufahren; ich bedeutete ihr aber, daß ich Gewalt gebrauchen würde, und nun gab sie nach. Sie hat hier große Besitzungen.

Den 19. ward ich vom Bataillonschef nach Nyon zum Brigadier geschickt, um für die bevorstehende Divisionsrevue auf den 20. um den Vorrang zu losen. Ich zog zu meinem großen Verdrüß das Letzte; indes tröstete ich mich mit der Gewißheit, daß unser Bataillon keinem in Ordnung nachstehen werde. Diese Lösung geschah vormittags, dann begab ich mich wieder auf den Vorposten. Die Revue ging von statten; ich erschien nicht dabei. Der Divisionsgeneral Gady hielt zum erstenmal Heerschau über seine Division. Er munterte seine